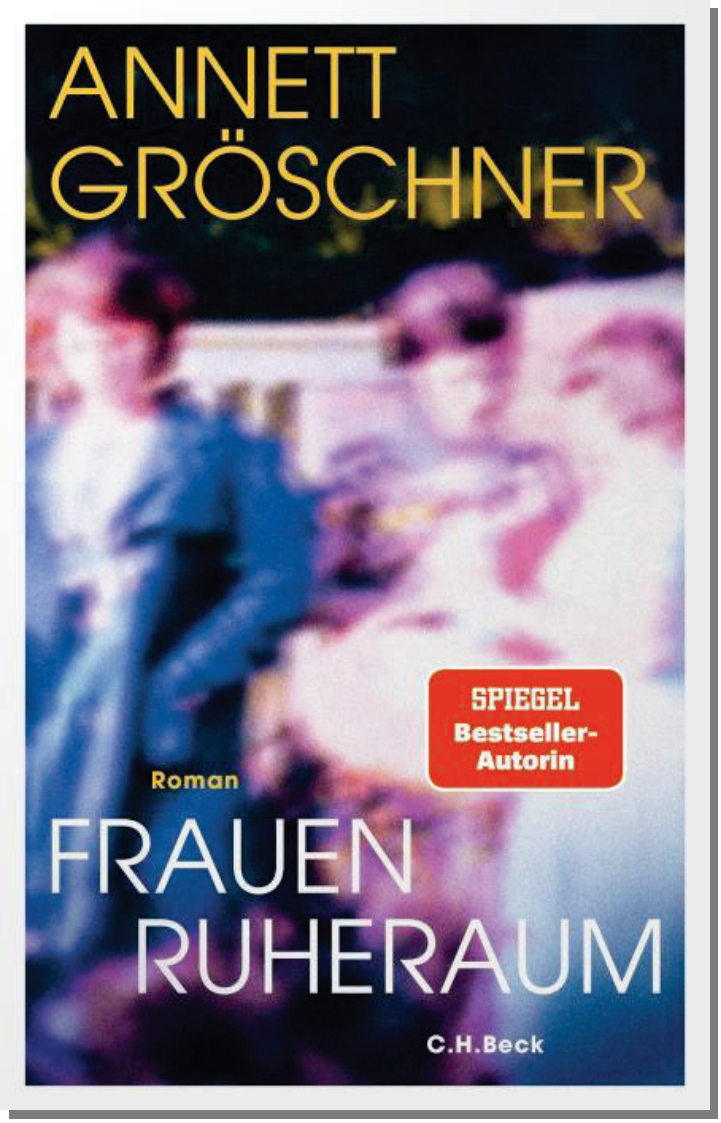
C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Unverkäufliche Leseprobe



Annett Gröschner
Frauenruheraum
Roman

2027. 416 S.
ISBN 978-3-406-85862-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
https://www.chbeck.de/41902543

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Annett Gröschner

Frauenruheraum

Annett Gröschner

Frauenruheraum

Roman

C.H.BECK

Für Malinka

Inhalt

Großwetterlage 11

Donnerstag, 6. Juni 23

Drei Schwestern treffen sich zum wöchentlichen Skatnachmittag 25
Judith betritt altes Territorium und beäugt Erinnerungen 37
Barbara bekommt im Stadtpark nasse Füße 44
Kaja steht auf dem Werder mit ihrem Bollerwagen im Weg 49
Barbara beobachtet den Oberbürgermeister auf dem Werder beim Regieren 60
Die Elbe bei Magdeburg 66
Selma transportiert einen Grabstein durch die Stadt 67
Malina versucht, mit der Eisenbahn übers Wasser zu fahren 75
Der Fluss arbeitet 90
Judith schaut von der Matratze aus auf Wassermassen 90
Malina möchte jedes Familienmitglied einzeln verprügeln 98

Freitag, 7. Juni 107

Judith flieht vor dem Wasser in ihrer Wohnung 109
Kaja schwimmt in der Elbe-Schwimmhalle auf die Frau mit dem zitronengelben Badeanzug zu 111
Die Elbtöchter simsen 135
Elisabeth, Selma und Barbara beißen in Quarktaschen und haben Sehnsucht nach Mutti 135
Die Elbtöchter dichten 145
Malina lauscht im Nebenzimmer den Erzählungen der weiblichen Verwandten 145
Der Fluss regt sich auf 151
Die Elbtöchter im Café Stadt Prag 157
Elisabeth geht in sich und findet noch eine Geschichte, die zu peinlich ist, um erzählt zu werden 164
Selma und Judith telefonieren 173
Judith geht durch das Paradiesportal 175
Kurznachricht von Elisabeth an Kaja 180
Die Elbtöchter prüfen Elisabeths Vorräte 181
Kaja fährt mit der Straßenbahn in die Stadt 183
Eckhart hat den Brocken auf dem Schoß 187
Judith trinkt Wodka-Cola am Hasselbachplatz 188
Die Elbtöchter betrachten ein Kinderfoto ihrer Mutter 194
Hanna erzählt von der Elbnixe 198
Elisabeth sieht ihre tote Tochter vor sich 202
Malina starrt die Notizbücher ihrer Mutter an 208

Elisabeth entledigt sich überflüssiger Dinge 217
Ein Zug donnert über die Eisenbahnbrücke 219

Sonnabend, 8. Juni 221

Barbara ist ohne Strom 223
Judith entdeckt die Urnen ihrer Eltern 227
Elisabeth erwacht aus einem Albtraum 235
Selma bügelt 247
Elisabeth telefoniert mit Barbara 263
Barbara macht Gymnastik 265
Malina träumt 274
Elisabeth will allein sein und setzt sich in ihr Auto 275
Kaja erinnert sich an sich an die Butch 283
Malina liest einen Brief 286
Die Elbtöchter hören die Stimme ihrer Mutter 295
Malina fährt auf der Anna-Ebert-Brücke Rad 306
Die Elbtöchter erzählen Judith von Hannas Beerdigung und schmieren Stullen 310
Die Ehemänner der Elbtöchter 313
Eckhart ist im Brass und sammelt seine Modelleisenbahnfiguren ein 314
Die Elbtöchter fahren zum Arbeitseinsatz an den Deich 319
Die Elbtöchter auf Rädern 325
Kaja und Malina versichern sich per SMS ihrer Existenz 328
Kaja sitzt in der Bibliothek und schweift von der Arbeit ab ins Freibad 328

SMS von Malina an Kaja 334
Barbara schreibt an einem Vortrag für ihre Mutter 334
Elisabeth näht Sandsäcke und die anderen verteilen sie 342
Selma träumt den Deich 345
Kaja macht eine Entdeckung 348
Malina hat Sex 350
Der Fluss regt sich auf 352
Elisabeth beklagt einen Verlust 352
Malina ärgert sich 354
Die Elbtöchter werden evakuiert 357
Die Elbtöchter grübeln sich auf Feldbetten in den Schlaf 369
Malina liest Lory einen Traum ihrer Mutter vor 371

Sonntag, 9. Juni 373

Die Elbtöchter vertreiben sich die Zeit mit Schangeln 375
Judith und Selma erzählen unter der Schulhofkastanie von sich als Holzbeinkindern 380
Eckhart fachsimpelt über Lokomotiven 384
Barbara träumt von Staub und Flut 388
Die Elbtöchter diskutieren über die Vergangenheit 390
Kaja entführt die Elbtöchter zu schwebenden Lasten 394

Großwetterlage

Am Morgen des Karfreitags zeigte das Thermometer an Elisabeths Balkonfenster minus drei Grad Celsius – zwölf Grad weniger als am vorigen Heiligabend. Nachmittags war der Weg zum Deich von einem milchigen Weiß bedeckt. Eine Weile sah es sogar aus, als wollten die Flocken zu einer geschlossenen Schneedecke anwachsen. Die Menge hätte für eine kurze Schneeballschlacht mit matschigen Bällen gereicht, aber es gab kaum mehr Kinder im Haus hinterm Elbdeich und, abgesehen von Elisabeths Familie, hauptsächlich Alte, die den Zustand des Kindischseins noch nicht wieder erreicht hatten.

Elisabeths jüngere Schwester Selma weigerte sich, aus ihrem Haus zu gehen, sie hatte sich im Winter den rechten Oberschenkelhals gebrochen. Heutzutage starb eine alte Frau nicht mehr daran. *Wer behauptet denn, dass wir alt sind.* Aber sie humpelte seitdem leicht und ging nur noch kurze Wege mit dem Hund und das auch nur bei gutem Wetter. Also trafen sich die Schwestern, auch Barbara war dabei, zu Ostern in Selmas Haus, wo sie selten gemeinsam waren, denn Selma

mochte keinen Besuch. Nur Judith, die Jüngste, fehlte, sie war noch nicht wieder nach Magdeburg zurückgekehrt. Selma hatte einen ausgemachten Putzfimmel, den keine der Schwestern sich erklären konnte, nicht einmal Selma selbst. *Das ist so drin.* Elisabeth wickelte den Kuchen aus, Kalter Hund, aus verschmolzener Weihnachtsschokolade und Keksen aus dem Vorratsschrank. Sie war die, die gerne buk, während Barbara kochte, Selma putzte und Judith als Jüngste von allen gefüttert wurde. Aber das war früher.

Sie sollten bei dem Wetter lieber die Weihnachtskugeln aus dem Keller holen, anstatt bemalte Eier an kahle Zweige zu hängen, sagte Selma. Keine von ihnen ahnte, dass sie genau das drei Monate später wirklich machen würden, kurz bevor in ihrem weiß gekachelten Keller der Schlamm bis über den Lichtschaltern klebte. Aber so weit sind wir noch nicht. Da muss sich erst noch was zusammenbrauen über den weit entfernten Bergen.

Kurz nach Ostern fing es an zu regnen, und das Grundwasser drückte sich durch die Kellerböden in den niedriggelegenen Gebieten im Osten der Stadt, überschwemmte sie aber nur leicht und floss bald wieder ab. Das kostete Selma einen Nachmittag und eine Flasche Putzmittel. Dann schien die Sonne wieder, einen Monat lang. Aber der Boden blieb nass. Nur Seerosen wüchsen in diesem Jahr, alles andere sei unter der Erde längst verfault, verkündete sie Anfang Mai, die einzige der Schwestern mit einem Garten. Selma hütete die geerbten Pflanzen ihrer Mutter, aber nun war sie am Ende ihres Lateins und hätte sie gerne gefragt, wie sie den Boden ent-

wässern könne, damit die Blumenzwiebeln nicht verfaulten, aber Hanna war seit zwanzig Jahren tot.

Aus Ost und West näherten sich zwei Hochdruckgebiete, die eine Tiefdruckzone über dem dicht besiedelten Mitteleuropa einklemmten. Es waren Mittelmeertiefs, die sehr feuchte Meeresluft aus den Subtropen mitbrachten. Die traf in Europa auf von Nordwesten einströmende Polarluft, legte sich über sie und benutzte sie ungehindert als Rampe hinauf in eine Höhe, wo die Feuchtigkeit zu Wolken kondensierte. Die labil geschichtete Luft hatte einen hohen Flüssigkeitsgehalt. Kilometerhohe Wolkentürme trafen bald auf Hindernisse, die Staueffekte verursachten. Es waren da im Weg: das Erzgebirge, der Thüringer Wald, der Schwarzwald, die Schwäbische Alb und die Alpen. Die Unwetterlage begann am vorletzten Tag des Monats Mai, als Gewitter mit Starkregen auf den Osten Deutschlands übergriffen. Konvektiv durchsetzter Dauerregen, so nannten das die Meteorologen, den Begriff kannte Elisabeth nicht, und es wäre ihr auch egal gewesen, sie interessierte nur die Tatsache, dass das Wasser schlecht von der Straße abfloss, weil der Gully schon seit Wochen verstopft war. Sie fürchtete, dass das Regenwasser sich seinen Weg in das Souterrain ihres Wohnhauses bahnen könnte. Dort hatte ihre Tochter ihre Wohnung, was eigentlich untersagt war, aber Kaja war bei ihnen im ersten Obergeschoss gemeldet und hatte die beiden Räume für ihre *Geschichterey,* ein Büro für Stadtführungen und Ortsrecherchen, angemietet. Zwischen dem vielen Papier war kaum Platz für ein Bett. Unangenehm, wenn das alles nass würde.

In der Nacht zu Freitag gab es ein schweres Gewitter, das lange nicht über die Elbe kam und sein eindrucksvolles Schauspiel eine mittlere Theatervorstellung lang über Barbaras Haus auf dem Werder gab, einer Insel zwischen zwei Elbarmen. Aus Angst vor Überspannung trennte sie irgendwann alle ihre Elektrogeräte vom Netz und dachte darüber nach, ob der Blitz auch dem Akku ihres Laptops etwas anhaben könnte, sie musste dringend einen Text fertig schreiben, auch wenn ihre Schwestern ihre Arbeit für Simulation hielten, denn sie war schon lange in Rente. Also klappte sie den Laptop zu und rührte das kupferrote Haarfärbemittel an, denn am Scheitel waren die Haare seit der letzten Färbung schon mehr als einen Zentimeter herausgewachsen, pigmentloses Weiß.

Am Freitag, dem 31. Mai, entspannte sich die Lage leicht. Elisabeth beschloss, was sie schon ewig vorhatte, Gummistiefel und Regenjacke zu kaufen, denn in der letzten Zeit war sie, wenn sie ihrer Tochter Kaja bei ihren Stadtführungen half, mehrmals bis auf die Haut nass geworden, weil der Wind die Regenschirme zu funktionslosen Gerippen verformt hatte. Außerdem mochte sie keine Schirme, weil sie damit ihre Hände nicht frei hatte.

Am Nachmittag wurde vom Deutschen Wetterdienst eine Unwetterwarnung für Sachsen und Teile Sachsen-Anhalts ausgegeben. In Hessen, Thüringen, Bayern und Baden-Württemberg hatte der Regen gar nicht erst aufgehört. Am Sonntag warnte der Wetterdienst vor extrem ergiebigem Dauerregen, aber in Magdeburg tröpfelte es eher, als dass es regnete, und Selma rief Elisabeth an, um ihre Meinung kundzutun:

Die überwarnen uns doch. Das Wort hatte sie bei einer Wettersendung im Fernsehen aufgeschnappt. Aber Elisabeth konnte nicht reden, denn sie war gerade damit beschäftigt, einen Notdienst davon zu überzeugen, den verstopften Gully zu reparieren. Das Wasser stand schon auf dem Parkplatz neben dem Haus. Sie musste ihre neuen Gummistiefel anziehen, um trockenen Fußes zu ihrem Auto zu kommen. Sie nannte es Minze, wegen der Farbe, metallicgrün. Das Wasser war kurz davor, Minzes Unterboden zu berühren. In Sachsen regnete es weiter, *extrem ergiebig*, 160 Liter pro Quadratmeter in 24 Stunden. Gebietsweise fielen 300 Prozent mehr Niederschläge als üblich.

Und dann fing es auch in Magdeburg an zu regnen und hörte nicht mehr auf. Vier Tage hintereinander. So viel Wasser braucht kein Mensch, schrie Elisabeth ins Telefon. Während Barbara ihr zustimmte, wollte Selma es gar nicht erst hören. Sie hatte sich im Bett verkrochen und nur ihr Anrufbeantworter nahm die Sorgen ihrer Schwestern entgegen. Früher gab es immer nur am Ende des Winters Hochwasser und nun fast jeden Sommer. Das sei ein verspätetes Frühjahrshochwasser, sagte Eckhart, Elisabeths Mann, im Hintergrund und hatte die Information auch nur aus seinem Computer, eigentlich könnten sie froh sein über die Jahreszeit, oder wollten sie bei null Grad auf den Deich, um Sandsäcke zu stapeln?

23 Billionen Liter Wasser stürzten auf Deutschland, las Elisabeth am Montagmorgen am Frühstückstisch aus der *Magdeburger Volksstimme* vor. Da war das Souterrain noch trocken und der Gully vor dem Haus wieder frei. Das klinge wie ein

Wehrmachtsbericht, sagte Barbara. Sie kam von einem Spaziergang, der sie von ihrer Wohnung in der Zollstraße zum nahe gelegenen Stadtpark und von dort über die Fußgängerbrücke nach Ostelbien auf einen Kaffee auf Elisabeths Balkon geführt hatte. Die Alte Elbe hinterm Deich war jetzt kein Rinnsal mehr, durch das man die meiste Zeit des Jahres hindurchwaten konnte, sondern ein Fluss, aber noch träge. Woher wisse man denn, dass es 23 Billionen Liter Wasser genau auf Deutschland waren? Vielleicht regneten zehn davon auf Tschechien, Polen oder Österreich?

Die Meteorologen haben die Grenzen in ihrem Computer, sagte Eckhart. Aber die Flüsse würden die Grenzen nicht kennen, widersprach Barbara. Immer müssten sie alles besser wissen, das sei eine Krause'sche Familienkrankheit, regte Eckhart sich auf. *So sind wir eben. Du änderst uns nicht mehr, auch wenn wir alle nicht mehr Krause heißen.*

40 Prozent der Bodenfläche Deutschlands, so hieß es im Radio, wiesen eine so hohe Bodenfeuchte auf wie noch nie seit Beginn der Messungen. Matsch bis in 60 Zentimeter Tiefe. Kein Spargel und keine Erdbeeren dieses Jahr. Das Wintergetreide verfaule. In ihrem Garten könne man glatt ertrinken, sagte Selma, nachdem sie dann doch wieder aus dem Bett aufgestanden war, der Hund hatte auf den Bettvorleger gepinkelt. Barbara ging nach Hause und legte eine Platte auf. Hanns Eisler, *Vierzehn Arten, den Regen zu beschreiben.* Das beruhigte sie, und besser konnte sie die Lage auch nicht ausdrücken. Der Regen versiegelte indessen die Erde, wie es sonst nur Beton und Asphalt schafften.

Als Erstes traten Aller, Oker, Leine und Weser über die Ufer. Aber das hörten die Schwestern nur im Radio. Keine hatte etwas in Niedersachsen zu suchen. Auch Inn, Paar, Mangfall, Ache, Iller, Isar interessierten sie nicht, die kannten sie außer der Isar gar nicht. Erst als die Donau Passau überflutete und ein Deich bei Deggendorf brach, saßen sie mit den Händen vor den Mündern, die Telefone zwischen Hals und Ohr festgeklemmt, vor ihren Fernsehern, auf deren Bildschirmen Menschen mit Booten an Geschäften mit Schlamm in den Auslagen vorbeifuhren und andere unermüdlich Wasser aus den Zimmern fegten, das über die Türschwellen des Hintereingangs wieder hereinkam. Dienstagmorgen hörten sie Namen wie Große Röder, Pleiße, Parthe, Neiße, Weiße Elster und immer wieder und wieder Mulde, und das waren bekannte Namen. Sie ahnten schon, dass auch die Elbe nicht davonkommen würde. Am Nachmittag wurden die ersten Orte in der Sächsischen Schweiz evakuiert und elbnahe Stadtteile Dresdens überflutet. Wo Dresden war, war Magdeburg nicht weit. Aber immer lag aller Glanz auf Dresden und auch die Katastrophen sahen dort viel aufregender aus, barocker, nicht so nüchtern, meinten die Schwestern am Abend des 4. Juni in ihre Telefone. Elisabeth, die als ehemalige rechte Hand des Kombinatsdirektors für Schwermaschinenbau eine versierte Telefoniererin war, hatte ihnen die Dreierkonferenzschaltung beigebracht, so konnten sie sich, auch ohne dass sie sich gegenübersaßen, gegenseitig ins Wort fallen. Bitterfeld, sagte Barbara, während Selma schon bei Halle und der Saale war. Die spinnt, die Saale, die ist doch sonst so ruhig, warf Elisa-

beth ein. Aber Magdeburg hätte doch wie immer in solchen Gefahrenlagen das Pretziener Wehr gezogen, sagte Selma. Immer würde alles gut für ihre Stadt, wenn sie das Pretziener Wehr zögen und das überschüssige Wasser sich auf den Feldern jenseits der Stadt verteilte. Die Schwestern verabredeten sich für die wöchentliche Skatrunde am Donnerstag. Da müsste schon mehr kommen als Wasser, um sie am Skatnachmittag zu hindern. Der Tod zum Beispiel. *Schließlich sind wir Elbtöchter, mit allen Wassern gewaschen.*

Selma sagte, glücklicherweise sei ja das Jahrhunderthochwasser schon 2002 gewesen. Die Schwestern lachten in ihre Telefone. Was man eben Jahrhundert nennt, wenn man noch keine zehn Jahre überblicken kann. Im August vor elf Jahren waren Selma und Elisabeth in Ostelbien haarscharf an einer Katastrophe vorbeigeschrammt und mit nassen Füßen davongekommen. Verändert hatte sich nicht viel seitdem. Der Deich war nicht erhöht worden, die Elbinseln Kleiner und Großer Werder und Ostelbien im Osten der Stadt waren ohne den versprochenen Hochwasserschutz geblieben. Barbara behauptete, der Schriftsteller Uwe Johnson habe sich, ihre These, nur deswegen totgesoffen, weil er den ganzen Tag auf seiner Themseinsel einsam auf eine Hochwassermauer habe starren müssen. Barbara bezog gerne Schriftsteller, Intellektuelle und Prominente in ihre Überlegungen ein. Eine Mauer vor dem Fenster wolle sie jedenfalls nicht. Selma sagte, das liege allein daran, dass Barbara eben schon mal mit Blick auf eine Mauer gewohnt habe. Der Berliner Mauer genau genommen. Die Wohnung im Grenzgebiet habe sie nehmen

müssen, weil nichts anderes zu kriegen gewesen sei in Berlin, rechtfertigte sich Barbara. Selma sagte spitz, es habe sie ja keiner gezwungen, ihre Familie zu verlassen, und Barbara antwortete gehässig, Selma als Hausfrauendenkmal wisse nun mal nicht, wie Leben geht. Das mit der Rabenmutter saß. Das saß seit 1977, als Barbara spontan, wie es ihre Art war, ganz allein, ohne Mann und auch ohne Tochter ein neues Leben in Berlin angefangen hatte. *Wenn das jede machen würde. – Wer sagt denn, dass ich jede bin.* Nun war Barbara nach einem kleinen mehrjährigen Umweg über New York seit zehn Jahren wieder zurück in ihrer Heimatstadt und schaute von ihrer Wohnung auf dem Werder auf das Küchenfenster, hinter dem ein halbes Jahrhundert zuvor ihr Ehegefängnis gewesen war, wie sie ihr Leben bis zum Ausbruch in einem ihrer bekanntesten Texte genannt hatte, der in fünf Sprachen übersetzt worden war.

Solche Wetterkapriolen habe sie in den letzten sieben Jahrzehnten nicht erlebt, sagte Elisabeth, auch um von Selmas ewigen Vorwürfen gegen Barbara abzulenken. Woher komme das Wort Kapriolen? Die Frage ging an Barbara, die hatte ja nicht umsonst Kulturwissenschaften studiert. Dazu müsse sie nicht studiert haben, dafür reiche ein Internetzugang, sie habe das gleich mal eingetippt in die Suchmaschine. Das komme von italienisch ‹capriola›, ‹Bocksprung›. Eine besondere Sprungübung der Hohen Schule in der klassischen Reitkunst. Das Wetter mache einen Bocksprung. *Wie unseriös.* Aber sie habe gestern noch eine andere Information im Netz abgestaubt. 1784 sei die Elbe so stark angeschwollen, dass sie

für immer ihren Lauf verändert habe. Wenn es nicht durch ihr Wohnzimmer gehe, sollte es ihr egal sein, sagte Elisabeth, aber irgendwie war ihr nicht wohl bei dem Gedanken, dass das Wasser schon bei einem mittleren Hochwasser höher als ihr Wohnzimmer sein und nur der Deich sie schützen würde. Sie trat mit dem Telefon am Ohr aus dem Haus und lief den Hügel hinauf, der den Deich bildete. Das Wasser stand ein Viertelmeter unter ihren Füßen. Es hatte an Geschwindigkeit gewonnen und in der Mitte der Alten Elbe, die zu normalen Zeiten wie ein See stillstand, drehten sich Gegenstände. Oder waren es Lebewesen? Es war Elisabeth ganz recht, dass sie ihre Brille nicht aufhatte. Sie könnten nur froh sein, dass sie Elbtöchter seien, die in den Fünfzigern den Fluss gemeinsam durchschwommen hatten, schrie sie ins Telefon, weil der Fluss doch recht laut war. Sie hätte sonst Angst bei dem Anblick. Heute würde sie spätestens in der Mitte absaufen. *Heute sind wir nur noch Elbufertöchter*. Barbara hatte noch eine Information auf Lager. Die Elbe sei bis vor zwei Jahrhunderten durch Selmas Garten geflossen. Dort befinde sich das Bett eines alten Elbarms, nämlich die Senke, in der ihre Kartoffeln wüchsen. Die seien längst verfault, sagte Selma, und dass das 18. Jahrhundert lange her sei. Aber irgendwie beunruhigte es sie doch. Am Mittwochvormittag trat Barbara als eine von 47 000 Usern einer Social-Media-Hochwassergruppe bei.

Als Judith, die vierte und jüngste Schwester, am Mittwochabend mit dem Umzugstransport aus Köln in Magdeburg ankam, um die nagelneue Wohnung am Elbbahnhof am Westufer der Elbe zu beziehen, stand das Wasser einen halben

Meter unter ihrem Balkon, der stillgelegte und an Land vertäute Raddampfer auf der anderen Uferseite hinter der Hubbrücke war schon ganz von der Elbe umflutet. Sie wollte den Umzugswagen nicht voll wieder zurückschicken, aber ihr Hab und Gut auspacken, wo alle in ihrer neuen Umgebung einpackten und wegfuhren, wollte sie auch nicht. Sie verhandelte per Telefon mit der Umzugsfirma und vereinbarte, sich nur eine Matratze, einen Tisch und einen Stuhl in die Wohnung tragen zu lassen. Der Rest blieb erst mal im LKW. Ihre Schwestern sollten nicht wissen, dass sie schon da war. Sie brauchte noch Bedenkzeit. Es war alles nicht so einfach.

In der Nacht zu Donnerstag kam die Meldung, dass der alte Wasserstandsrekord von 6,72 Metern, aufgestellt während des Hochwassers 2002, voraussichtlich am Freitag gebrochen werden würde. Die Hochwasserscheitel der Mulde, der Saale und der Elbe trafen zusammen. Entlang der Elbe wurde Katastrophenalarm ausgelöst. Die Schwestern machten in der Nacht kein Auge zu, jede in ihrem Bett, und ohne es voneinander zu wissen.

Donnerstag, 6. Juni

Der Pegelstand ist in Magdeburg mit 6,74 m zwei Zentimeter höher als 2002. · In Dresden wird der Scheitelpunkt des Hochwassers erreicht. · Die Eisenbahn bei Wittenberg ist gesperrt. · Ein betäubter Gepard wird mit dem Schlauchboot über die Saale in Bernburg gefahren.

Drei Schwestern treffen sich zum wöchentlichen Skatnachmittag

«Ich muss zugeben, dass ich es liebe, den angesammelten Schmodder meiner Familie mit dem Pömpel aus dem Abfluss zu saugen und dann an den Haaren zu ziehen, bis alles draußen ist, was das Rohr verstopft hat. In mir breitet sich dann eine große Befriedigung aus. Aber leider ist es schnell vorbei, das Wasser fließt wieder ab, und ich habe den Schmodder in der rechten und den Pömpel in der linken Hand. Mission beendet, bis zum nächsten Mal. Früher, als Kaja und Andrea lange Haare hatten, war die Ausbeute viel größer. Eckhart hat ja so gut wie keine Haare mehr, die im Ausfluss hängen bleiben könnten, und Malina wollte schon als Kleinkind Kurzhaarschnitte.» Elisabeth schiebt ihr Skatblatt auseinander und ordnet es neu. Dabei pafft sie freihändig, indem sie ihre Zigarette mit den Lippen in den Mundwinkel schiebt und die Augen leicht zusammenkneift, damit der Rauch sie nicht an den empfindlichen Partien des Gesichts trifft. Schwierig, da noch ganze Sätze zu formulieren. Das hält sie nicht lange aus. Sie muss die Zigarette im Ascher ablegen, wo schon die von Selma liegt, die ihr Blatt mit so großem Misstrauen anschaut, dass es scheint, als ob alle ihre Falten im Gesicht sich zu einer einzigen großen auf der Stirn zusammengeschoben hätten.

«So wie du uns als Älteste immer geziept hast beim Haa-

rekämmen, da hätte ich auch gerne eine Glatze gehabt.» Barbara steht an der Balkontür und pustet den Rauch ins Freie, ehe sie weiterspricht, «aber damals mussten wir ja immer lange Haare tragen.»

«Und ich fand's gemein, dass ich mich drum kümmern musste, dass sie ordentlich zu Zöpfen geflochten waren», sagt Elisabeth.

«Könnt ihr euch noch erinnern, als ich mir mit 16 beim Friseur die kurzen roten Haare habe machen lassen?», fragt Barbara. «Vati und Mutti waren in irgendeinem Erholungsheim und kamen früher zurück. Ich saß mit der Clique auf dem Hasselbachplatz. Da kam der Bus mit den Urlaubern vorbei und Vater hat sich raussetzen lassen, um mich mit dem Spazierstock über den Hasselbachplatz zu prügeln.» Barbara gestikuliert mit Händen und Füßen, wie sie es schon als Kind gemacht hat.

«Kann ich mich gar nicht dran erinnern», sagt Elisabeth mit Blick auf das Blatt, das ihr trotz Umschichtung immer noch nicht gefällt. «Ich habe Vater nie mit einem Stock gesehen, da war er doch viel zu eitel für.»

«Doch, es war so ein Spazierstock mit diesen Plaketten, Gruß aus dem Harz, Hexentanzplatz oder Brocken.»

«Hat aber nix genützt, du hast im Gegensatz zu uns Weißhaarigen immer noch kurze rote Haare», sagt Selma, die ihren Kreuzbuben lange anschaut, als würde sie überlegen, ob er liebenswert ist, ehe sie ihn wieder zurück in den Kartenfächer steckt, den sie ordentlich ausrichtet.

«Ja, ich habe auch beschlossen, dass ich mit roten Haaren

in die Kiste springe, bis zum letzten Atemzug werde ich meine Haare färben», sagt Barbara.

«Du verwechselst da was. Du wirst hineingelegt, du springst dann nicht mehr», sagt Elisabeth und schaut ihre Karten an, als spiele sie zum ersten Mal Skat.

«Weißt du's?»

«Komm lieber wieder an den Tisch und schau dein Blatt an, ich hab das Gefühl, du verzögerst, weil du nicht verlieren kannst», sagt Selma.

«Blödsinn, ich will nur nicht Elisabeths Wohnzimmer vollquarzen.»

«Ich kann lüften.»

«Wenn ihr so weitermacht, kriegen wir nie das Geld für eine Pflegerin zusammen.» Selmas Stimme klingt nach gespielter Empörung.

«Müssen wir eine aus Moldawien nehmen, die kosten weniger.»

«Du bist so eine Scheißzynikerin, Elisabeth. Vielleicht sollte ich mir noch mal überlegen, ob ich mit dir demnächst zusammenwohnen will.»

«Stell dir einfach die Alternative vor, Selma: Du wirst im Altersheim mit deiner größten Peinigerin aus der Grundschulzeit in ein Zimmer gesperrt.»

«Wenn ich mich recht erinnere, warst du das.»

«Mal was anderes», sagt Barbara, die gar nicht zugehört hat. Selma und Elisabeth streiten sich, seit Selma, die Jüngere von beiden, reden kann. «Im September wäre Hannas 100. Geburtstag. Habt ihr schon mal nachgedacht, wie wir unsere

Mutter gebührend feiern? Und ich meine damit: in ihrem Sinne. Tanz auf den Tischen und Schnaps in Strömen.»

«Wen willst du denn zu so was einladen, ist doch keiner mehr da», sagt Elisabeth.

«Ich kann auch mit der Jugend feiern.»

«Mich stört ja schon, dass du immer Hanna sagst, als hättest du in einem Westberliner Kinderladen gearbeitet, das ist immer noch Mutti.»

«Ja, und Kaiser Wilhelm kommt morgen, um auf Sandsäcken den Ausnahmezustand für Preußen zu verkünden.»

«Was von deiner Enkelin gehört?», unterbricht Selma den Dialog ihrer Schwestern. Elisabeth, die gemeint ist, antwortet nicht. Barbara hat sich wieder an den Tisch gesetzt und ihr Skatblatt aufgenommen. Sie taxiert es und ordnet drei, vier Karten neu, dann schaut sie Elisabeth an und fragt: «Wo ist sie denn?»

«Malina ist gestern nach Berlin zu einem Treffen mit irgendeiner fremden Frau gefahren, die ihr etwas über ihre Mutter erzählen will. Etwas, das sie noch nicht weiß. Manchmal verfluche ich das Internet. Wahrscheinlich macht diese angebliche Freundin sich nur wichtig.» Sie zieht eine Karte vom Stapel, die sie misstrauisch anschaut.

«Und? Gefällt's deiner Enkelin in Berlin? Meine Wohnung dort ist gerade frei, vielleicht will die kleine Nesthockerin ja mal was von der Welt sehen und dableiben.»

«Kehr vor der eigenen Tür.»

«Ich meine doch nur, das Mädchen ist jetzt genauso alt wie seine Mutter, als es passierte, und sieht genauso aus, nicht

umsonst redest du sie dauernd mit Andrea an. Sie hat ein Recht darauf, endlich mehr über ihre Mutter zu erfahren», sagt Selma.

Elisabeth verzieht das Gesicht, als sei sie den Tränen nahe: «Wenn ihr nicht gleich aufhört, reden wir mal über eure Töchter. Und außerdem, was ist eigentlich mit Judith, die müsste doch längst hier sein. Gestern hat sie mir eine SMS geschrieben, dass sie auf dem Weg ist mit dem Möbelwagen. Hat sie bei einer von euch angerufen?»

Selma und Barbara schütteln den Kopf. Niemand spielt ab.

«Die kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Ans Handy geht sie auch nicht, ich hab's schon mehrmals versucht.»

«Vielleicht hat sie es sich noch mal überlegt, in den Osten zurückzuziehen, und ist umgekehrt. Jetzt wo wir alle wieder rumjammern wegen der Flut?», sagt Barbara.

Elisabeth schaut Barbara durchdringend an: «Wie kommst du darauf? Ich freu mich, dass sie wieder hier ist. Sind endlich wieder alle Schwestern beisammen.»

Selma legt ihr Blatt ab und klatscht in die Hände, dass ihr Hund Lory, ohne den sie nicht mehr aus dem Haus geht, erschrickt: «Sie wird schon auftauchen.»

«Im wahrsten Sinne des Wortes», sagt Barbara, «vielleicht kommt sie ja wie Trixi durch die Alte Elbe angeschwommen.»

«Trixi, ja, ganz vergessen. Die Attraktion aus der Nordsee. Wann war das noch mal?», fragt Selma und nimmt ihr Blatt wieder auf.

«1970», sagt Elisabeth, «Andrea war gerade zur Schule gekommen. War das eigentlich ein Seehund oder eine Robbe?»

«Es war eine Robbe», sagt Barbara, «und seitdem wurden mindestens fünf davon gesichtet.»

Das Surren eines Handys kündigt eine Kurznachricht an. Alle drei Schwestern werfen ihre Karten auf den Tisch und kramen in ihren Handtaschen neben den Stühlen.

Elisabeth hat den Treffer. «Malina», sagt sie knapp und etwas hochmütig. «Sie steht auf dem Bahnhof Alexanderplatz und hofft, dass heute noch ein Zug nach Magdeburg abfährt.»

«Hattest du nicht gesagt, dass deine Enkelin länger in Berlin bleiben will?», fragt Selma.

«Ich habe sie gebeten zurückzukommen. Wir schaffen das nicht alleine, wenn wir wieder alle Möbel auf den Dachboden tragen müssen.»

«Ein Glück, dass es ab und an Naturkatastrophen gibt, die die Familienkatastrophen ausstechen», sagt Barbara mit dem sarkastischen Unterton in der Stimme, den sie sich während ihrer Abwesenheit im Rest der Welt angewöhnt hat.

Selma schiebt ihre Karten zusammen und wirft sie auf den Haufen in der Mitte des Tisches: «Ich kann mich überhaupt nicht konzentrieren, wenn ihr dauernd reinquatscht.»

«Selber.» Barbara klatscht ihr Blatt auf den Couchtisch. «Mein Blatt ist auch scheiße. Neues Spiel.»

«Warte», sagt Elisabeth, «die Karten müssen noch Wärme kriegen.»

Barbara und Selma verdrehen die Augen. Sie nimmt den Stapel und geht in die Küche, legt die Karten in die Mikro-

welle, dreht auf Auftaustufe und drückt die Schnelltaste. Eine Minute später piept es, und die Schwestern hören das Klacken einer Tür. Elisabeth kommt mit den angewärmten Karten wieder. «Ein warmes Blatt bringt Glück.» Und wie jedes Mal, wenn sie das sagt, fragen ihre Mitspielerinnen: «Und was sagen die Verliererinnen?» Als es noch keine Mikrowellen gab, hat sie die Karten mit der Wärmflasche unter die Bettdecke gelegt. Selma gibt die Karten in großer Geschwindigkeit aus. Die Schwestern ordnen schweigend ihr Blatt.

«Du musst reizen.»

«18?»

«Weg.»

«20?»

«Ja.»

«23.»

«Nein.»

Die Karten fliegen hin und her.

«Meiner.»

«Du hättest die Dame spielen müssen.»

«Guck mir nicht in die Karten.»

«Dann zeig sie mir nicht. Wie lange spielen wir jetzt zusammen, fünf Jahre? Sechs? Und wann hast du Skat gelernt, Elisabeth, sag's noch mal?»

«Wie ihr wisst, bin ich schon als Baby zwischen zwei Kissen geklemmt worden und musste das Skatblatt halten, aus dem sich Vati dann bediente und gegen sich selber und Mutti spielte. Und ja, im Luftschutzkeller hab ich schon selbst mitgespielt. Die Karten sind leider auch verbrannt.»

«Und die hier werden ersaufen, wie die, die Vater ins Bier geschmissen hat bei *Schlammpietsche*, als Notbremse, weil er am Verlieren war. Ich hab's gehasst, von Mutter in die Kneipe geschickt zu werden, um aufzupassen, dass er sich nicht um Kopf und Kragen spielt. Ich musste mit dem Blatt in der Hand zudringliche Betrunkene abwehren, die mir auf den Arsch klatschen wollten.» Selma lacht grimmig in ihr Blatt. «Einmal ist er sogar nach Altenburg gefahren und hat sein neues Blatt im Skatbrunnen getauft.»

«Legt euch nicht an mit mir, ich hab vor zwei Wochen in Schönebeck einen Skatwettbewerb gewonnen», sagt Barbara. «Meine ärgste Rivalin und haushohe Favoritin war einst im Traktorenwerk Schönebeck beschäftigt, die hatten in den Achtzigern kaum was zu tun und wurden fürs Skatspielen bezahlt.»

«Angeberin.»

«Papakind.»

«Können wir mal weiterspielen?», fragt Selma. «Ich soll Pik spielen. Wo ist die 8?»

«Die hab ich gespielt.» Elisabeth wirft das Blatt hin. Unabgespielt. «Echt, mit euch kann man überhaupt nicht mehr spielen. Mir scheint, als würde sich jede eurer Macken im Alter wie unter einem Brennglas vergrößern.»

«Nur deine nicht, ist ja klar. Wahrscheinlich hast du nur ein schlechtes Blatt gehabt und willst das jetzt als Tugendhaftigkeit getarnt vertuschen.» Barbara wirft ihre Karten ebenfalls auf den Haufen und trinkt einen Schluck Kaffee. Selma krault ihren Hund. Der wehrt sich.

Kaum schaut sie hoch, steht Barbara schon wieder an der Balkontür.

«Hast du Hummeln im Hintern?», fragt Elisabeth.

«Der Fluss ist wie ein Magnet. Vielleicht bin ich nur wegen der Elbe aus New York zurückgekehrt. Manchmal, wenn ich Heimweh hatte, bin ich zum Fort Tryon an der nördlichen Spitze Manhattans gefahren, wo der Hudson wie die Elbe aussieht. Aber guckt mal», Barbara zeigt nach draußen. «Das ist doch nicht normal. Wie schnell das Wasser steigt. Wir sind Hochparterre, und es sieht aus, als sei das Wasser direkt vorm Fenster. Das war vor einer halben Stunde noch nicht. Wenn der Deich nicht wäre, würden wir schon bis zur Hüfte im Wasser stehen.»

Elisabeth widerspricht: «Wenn der Deich nicht wäre, würde sich das Wasser wie in einer Badewanne verteilen, ganz Ostelbien liegt in einer Senke. Das bräuchte eine Weile, bis es über die Knöchel käme.»

«Wird schon nicht so schlimm kommen, beim letzten Mal haben die Deiche auch gehalten.» Eine Gartenlaube schwimmt vorbei.

«Hm, Selma, sieht nicht so aus, als wenn die Deiche überall hielten.»

«Hoffentlich ist da keiner mehr drin.»

«Wo die wohl herkommt?»

«Dresden vielleicht. Könnt ihr euch noch erinnern, nach dem letzten Hochwasser?», fragt Elisabeth. «Da hatten wir uns gewundert, warum im nächsten Sommer, als Niedrigwasser war, auf dem Domfelsen plötzlich Sonnenblumen

und Tomaten wuchsen. Sogar eine Hanfpflanze hat einer entdeckt. Da kam noch die Polizei, um sie zu entfernen. Die Gärten sollen 200 Kilometer gewandert sein. Das fand ich schön.»

«Ich sehne mich nach Niedrigwasser.» Selma knabbert ihren rechten Daumennagel glatt, das überzählige Horn spuckt sie aus.

«Sag mal, geht's noch», fragt Elisabeth empört, «in deinem Etepetete-Haushalt machst du das bestimmt nicht.»

«Nimmt das Wasser eh heute Abend mit.»

«Du spinnst.»

Plötzlich schreit der Hund auf wie ein Säugling. Elisabeth ist draufgetreten. Selma schreit sie an, Barbara wiegelt ab: «Was muss der Chihuahua auch im Weg rumstehen.»

«Das ist ein Malteserhund, wie oft soll ich das noch sagen.» Selma wendet sich von den Schwestern ab, hebt den Hund vom Boden auf und geht mit ihm zum Fenster: «Lory, guck mal, das Wasser. Da musst du aufpassen, dass du nicht ertrinkst.»

«Was ich dich schon längst mal fragen wollte, ist das eigentlich ein richtiger Schoßhund, du weißt schon, so einer, wie ihn die Mätressen des Königs hatten, wenn sie abgeschrieben waren und eine Jüngere das königliche Schlafgemach teilte?», fragt Barbara. Selma schweigt und klemmt den Hund fester unter den linken Arm. Ihr Gesicht läuft rot an, aber die Schwestern könnten, selbst wenn sie dem Aufmerksamkeit schenken würden, nicht sehen, ob aus Wut oder Scham.

«Wir müssen uns übrigens entscheiden, was wir mit Muttis und Vatis Grab machen», wirft Elisabeth ein. «Die Liegezeit läuft ab, hab ich neulich mal nachgerechnet.»

«Wie, läuft ab?», fragt Barbara und drückt ihre Kippe aus.

«Ja, die Zeit ist um, die Verlängerung muss bezahlt werden.»

«Wie viel kostet das denn?»

«Keine Ahnung.»

«Seid ihr jemals wieder bei Mutti und Vati gewesen?», fragt Selma.

Barbara und Elisabeth schütteln den Kopf.

«Ich bin jede Woche da.» Selma räuspert sich. «Ich habe das Grab übrigens aufgelöst.»

«Selma, du hast was?»

«Du hast schon richtig gehört, Elisabeth. Es hat niemanden von euch interessiert, und ich schaff das nicht mehr, jede Woche da hinzufahren. Ich hab den Friedhofsgärtner bestochen, und er hat sie mir ausgebuddelt. Falls jemand das Bedürfnis hat, Mutti und Vati bei sich in der Anrichte aufzubewahren, ich geb sie gerne ab. Sie schauen mich immer so eindringlich an.»

«Ich hoffe, du meinst die Urnen, oder?», fragt Barbara.

«Ich fass es nicht», sagt Elisabeth, «ohne uns zu fragen? Bist du vollständig übergeschnappt? Barbara, sag doch auch mal was dazu.»

Barbara rollt nur die Augen.

Selma verlässt den Raum, der Hund folgt ihr bellend.

Barbara ruft ihr hinterher: «Das ist mal wieder so ein typischer Selma-Abgang, abhauen, bevor das Echo kommt.»

«Die spinnt doch», sagt Elisabeth. «Ohne uns zu fragen. Als wenn sie so was eigenmächtig entscheiden kann.»

«Das mit den Urnen finde ich schon heftig, aber ehrlich ge-

sagt, hast du dich für das Grab je interessiert? Ich hab diesen Friedhof nie gemocht.»

«Ich auch nicht, aber trotzdem. Selmas Eigenmächtigkeit kotzt mich an. Machen wir Schluss, das Wasser hält uns vom gepflegten Skatspiel ab. Ich schlage vor, jede von uns gibt zehn Euro in die Kasse. Weißt du schon, dass sie das Bargeld abschaffen wollen? Was machen wir denn dann?»

«Das Geld reicht sowieso nur für drei Monate bisher. Hast du nicht Ökonomie studiert?», fragt Barbara trocken und wirft zehn Euro auf die Karten. «Vermehre es, anstatt es in der Kassette unterm Kopfkissen zu bunkern. Kauf griechische Staatsanleihen.»

«Ich bin Ingenieurökonom, keine Banktussi.» Elisabeth klingt beleidigt. «Du kriegst keine Zinsen mehr, wenn du's auf die Bank bringst. Du kannst natürlich Hochrisikoaktien kaufen, aber da können wir uns alle gleich erschießen.»

«Über die Option habe ich auch schon mal nachgedacht, aber wer von uns erschießt wen, und welche von uns hat die besten Nerven, es sich selbst anzutun?»

«Ich hab keine Lust mehr auf euch», sagt Selma, die fix und fertig angezogen in der Tür steht, einen Zehn-Euro-Schein in der Hand. «Außerdem braucht Lory Futter.»

«Das sieht dir ähnlich. Einfach allein entscheiden, was uns alle angeht, und dich dann davonmachen. Wenn wir uns das nächste Mal sehen, dann klären wir, was mit den Urnen geschieht.» Elisabeth nimmt zehn Euro aus ihrem Portemonnaie.

«Ihr habt nicht viel Zeit, sie stehen im Keller, kann sein,

dass das Wasser sie morgen holt», sagt Selma, bevor sie im Flur verschwindet, ihren Hund im Arm. Die Tür knallt hinter ihr zu.

«Mich nervt, dass sie immer beleidigt ist, wenn sie sich mal bekennen soll.» Elisabeth schließt die Kassette ab, in die sie neben den 30 Euro auch die Skatkarten getan hat.

«Hat sie doch, sie hat sich dazu bekannt, dass sie unsere Eltern aus dem Grab geholt hat», sagt Barbara, die Selma beobachtet, wie sie mit stampfenden Schritten durch den Garten bis zur Pforte geht. Sie zieht das rechte Bein nach, wie früher der Vater.

«Ausgerechnet Selma, die vor allem Angst hat und sich wegen jedem kleinen Scherz aus der Fassung bringen lässt», sagt Elisabeth. «Tu nicht so scheinheilig, du hast auf den kleinen Lory getreten», Barbara schreit auf dem Balkon gegen das Wasser an. Aber Elisabeth ist längst mit ihrem Telefon beschäftigt und hört nicht mehr zu. «Malina, fährt noch ein Zug? Ich kann dich nachher vom Bahnhof abholen», simst sie an ihre Enkelin, aber eine Antwort bleibt aus.

Judith betritt altes Territorium und beäugt Erinnerungen

Drei Kilometer von der Elbe entfernt in Sudenburg steht Judith auf dem Hinterhof ihres alten Mietshauses in der Halberstädter Straße. Es sieht alles noch genauso aus wie früher, als sie Kind war, nur die Fenster sind neu und die Fassade hat frische Farbe, ein zu Brauntönen neigendes Orange, das gut

zu den rot verklinkerten Sockelgeschossen passt. Hier ist sie aufgewachsen mit ihren drei Schwestern, mit Vater und Mutter im dritten Stock und dem Großvater, der unten in einer Laube hauste. Mit drei Jahren war sie aus dem Küchenfenster gefallen. Obwohl es schon über 60 Jahre her ist, stellt der Moment des Fliegens seitdem das Grundrepertoire ihrer Träume dar, der Rest des Geschehens kommt manchmal blitzartig: wie sie sich über das Fensterbrett beugt, weil sie die Katze einfangen will, die auf dem Erkersims sitzt und maunzt, wie sie merkt, dass sie das Gleichgewicht verliert, wie der Himmel sich umdreht. Wie sie kurz denkt, es geht nach oben. Das Knattern der Jacke über ihr. Wie sie mit den Füßen zuerst hart im Gemüsebeet des Großvaters landet. Wie der Großvater aus der Laube kommt und ihr eine knallt, weil der Salat hin ist, und sie längelang hinfällt. Wie die Katze sie am Ohr leckt. Wie sie wie am Spieß schreit. Wie ihre Mutter hochrot in den Garten kommt und den Großvater anschreit, während sie sie hochreißt und ihr alle Glieder wie die einer Puppe bewegt, um herauszubekommen, ob etwas gebrochen ist. Wie die Mutter mit ihr durch Hinterhof und Flur des Vorderhauses auf die Halberstädter rennt und ein Auto anhält. Wie sie den Fahrer anfleht, sie beide in die Poliklinik zu fahren. Wie der Fahrer das ablehnt. Wie die Passanten den Fahrer anschreien und einer ihn aus dem Auto zerrt und ihn schlagen will. Wie ein Krankenwagen mit Blaulicht vor ihnen hält und ihre Mutter und sie mitnimmt. Wie sie im Krankenhaus geröntgt wird. Wie sie eine Nacht zur Kontrolle dort verbringen muss und weint, weil ihr alle fehlen, die Mutter, ihre Ge-

schwister, ihr Vater, sogar der Großvater. Wie Elisabeth kommt und ihr einen Riegel Schokolade unter das Kopfkissen legt, der ihr ganz allein gehört. Wie sie nach Hause zurückkehrt und sich weigert, die viel zu große Jacke aus Fallschirmseide wieder auszuziehen, die ihr das Leben gerettet hat, weil sie sich im Flug aufblähte. Sie gehört aber ihrer Schwester Selma, die sie wiederhaben will und nachts versucht, sie ihr im Schlaf auszuziehen.

Eigentlich hat Judith längst bei Elisabeth sein sollen, auf dem Display ihres Handys zählt sie 15 Anrufe. Sie stellt sich vor, wie ihre drei Schwestern sich gegenseitig auffordern, sie anzurufen oder ihr zu schreiben. Aber sie hat es nicht geschafft, über die Brücken nach Ostelbien zu kommen, sosehr sie sich auch bemüht hat. Sie leidet seit ihrer Zeit im Gefängnis unter der Angst, Brücken zu überqueren. Das ist absurd, denn nichts ist freiheitseinschränkender, als an einem Fluss zu stehen und nicht auf die andere Seite zu kommen, obwohl es einen Übergang gibt. Als sie in Köln lebte, wo sie dauernd den Rhein überqueren musste, hatte das zur Entfremdung von ihrem Mann geführt, der meinte, sie solle sich nicht so haben, er sei schließlich genauso lange wie sie im Gefängnis gewesen und stelle sich nicht so an. Ihre Tochter hielt Judith für überspannt, die konnte das Wort für die Krankheit, Gephyrophobie, noch nicht einmal aussprechen. Eine Möglichkeit, Brücken trotzdem zu überqueren, ist, in die Straßenbahn zu steigen und kurz vor dem Übergang die Augen zu schließen. Wenn das hohle Rattern der Bahn aufhört, ist sie

drüben. Judith vermeidet es aber so gut es geht. Ihre neue Wohnung liegt ausgerechnet neben der alten Hubbrücke auf dem Gelände des ehemaligen Elbbahnhofs. Elisabeth hat sie in einer E-Mail gefragt, ob sie vor dem Umzug eine Konfrontationstherapie gemacht habe, schließlich ist es eine ganz besonders schwere Aufgabe, über diese Brücke in den Stadtpark zu laufen, sieht man doch zwischen den locker nebeneinanderliegenden Bohlen das Wasser der Stromelbe unter sich. Aber Judith muss nicht über die Brücke, sie kann auch am westlichen Elbufer spazieren gehen.

Schlimmer als die Konfrontation mit den Brücken ist die mit der Stadt. Judith hat lange gebraucht. Vor elf Jahren wollte sie von Frankfurt am Main, wo sie gerade lebte, mit dem Zug nach Berlin fahren. Ein Wochenendstädtetrip, sie war allein unterwegs. Hinter Hannover war die Strecke gesperrt, und der ICE wurde umgeleitet über Magdeburg. Als der Zug, es war Spätherbst und früh dunkel, auf dem Bahnhof in Magdeburg hielt, war da die Lampe an der Fassade des Hauptgebäudes, die immer noch das gleiche Licht spendete wie vor vierzig Jahren, als sie von dort zur Schicht ins Thälmannwerk fuhr. Beim Anblick der einsamen Leuchte fing sie laut und heftig zu schluchzen an, nahm ihre Sachen und stieg spontan aus. Sie musste entscheiden, wo sie hinging, Elisabeth und Selma standen zur Auswahl, Barbara war noch in Amerika. Judith entschied sich für Elisabeth. Sie nahm ein Taxi, ohne zu wissen, ob die Adresse hinter dem Deich noch stimmte. Als es über die drei Brücken nach Ostelbien ging, schloss sie die Augen und hielt sich die Ohren zu. Dann stand

sie an der Klingel neben dem Gartentor, unschlüssig, ob sie wirklich draufdrücken sollte. Im Hochparterre wuselte Elisabeth in der Küche und redete mit jemandem, der nicht zu sehen war. Judith nahm ihren Mut zusammen und klingelte. Sie wurde aufgenommen wie eine verlorene Tochter. Elisabeth richtete ihr ein Lager im Wohnzimmer her und deckte sie zu. Das Kissen roch nach Lavendel, wie in ihrer Kindheit als gehätschelter Nachkömmling, und es fühlte sich gut an, ausgestiegen zu sein. «Willkommen zu Hause, wir reden morgen, du bleibst doch noch?» Judith nickte. Am nächsten Morgen aber hatte sie ihre Sachen genommen, die Tür zugezogen und war, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, weiter nach Berlin gefahren. Hinter dem Küchenfenster hatte Malina ihr hinterhergesehen. Wie alt war sie damals? 14 vielleicht. Sie war ein paar Monate vor Judiths versuchter Republikflucht geboren, wenige Tage, bevor ihre Mutter Andrea sich umgebracht hatte. Judith hatte sich nicht getraut, den Suizid zu erwähnen. Vor 11 Jahren waren die Wunden noch nicht vernarbt, nicht Judiths und nicht Elisabeths.

Judith schaut die Fassade hoch und erkennt ihr Küchenfenster. Sie hat das Bild vor Augen, wie die Mutter sie loslässt und sie auf den Grund des Waschzubers gleitet, in dem schon ihre älteren Geschwister gebadet haben, und all ihre Partikel von Haut, Haaren und der Schmutz ihrer Füße und Hälse ihr unter Wasser begegnen.

Seit heute Morgen ist sie sich nicht sicher, ob es nicht ein Fehler gewesen ist, wieder in ihre Heimatstadt zurückgekehrt zu sein. Sie musste ins Bürgeramt, weil Feuerwehr und THW

sie nach einem Frühstück am Hasselbachplatz nicht in ihre Wohnung zurückkehren ließen, sie hatte ihre neue Adresse noch nicht im Ausweis und war so nicht als Anwohnerin identifizierbar. Sie bekam Wartenummer 89, nach zwei Stunden wurde sie zu Dienstplatz Nummer 4 gebeten, und als sie das Zimmer betrat und aus der Ecke ein «Hierher, zu mir bitte» hörte, da wusste sie es schon, ohne den Mann gesehen zu haben. Es war die Stimme des Vernehmers aus dem Untersuchungsgefängnis an der Halberstädter Straße, des Schlimmsten von allen. Damals hatte er die Worte Bitte und Danke noch nicht gekannt. Dass er die Höflichkeitsform inzwischen beherrschte und seine Kundinnen nicht mehr duzte, konnte Judith nicht als Fortschritt ansehen. Sie drehte sich auf dem Absatz um und rannte aus dem Raum. Sie war also nach wie vor nicht angemeldet in der Stadt, sie konnte sofort wieder umkehren in den Westen. Die Umzugsfirma bot ihr wegen des steigenden Pegels an, den Möbelwagen gegen eine nicht unerhebliche Gebühr zwei Tage in einem höher gelegenen Viertel der Stadt abzustellen und den Hochwasserscheitel abzuwarten. Sie nahm das Angebot an. Im Moment fühlt es sich also aus mehreren Gründen nicht gerade nach einer guten Idee an, dass sie auf der Elbuferpromenade eine Erdgeschosswohnung gekauft hat. Sie sollte den Möbelwagen nehmen und verschwinden, die Wohnung vermieten und in wärmeren Gegenden noch einmal ihr Glück suchen. Weit weg von Magdeburg. Aber irgendwie ist sie noch nicht fertig mit der Stadt. Außerdem ist sie sich nicht mehr so sicher, ob es ihr Vernehmer gewesen war, der da im Bürgeramt nach ihr geru-

fen hatte. Wie sollte er es geschafft haben, als hauptamtlicher Stasimitarbeiter in den Öffentlichen Dienst übernommen zu werden? Und müsste er nicht längst Rentner sein? Oder hatte er bei dem schlechten Licht des Vernehmungsraums nur einfach älter ausgesehen?

Der Vernehmer war ein Sadist. Bei Judith war es der Lippenstift, mit dem er sie kriegte. Der Lippenstift, den ihr ihre Mutter geschenkt hatte und den der Vernehmer ihr wegnehmen wollte, und wie sie ihn mit ihrer rechten Hand umklammerte und eine Weile Widerstand leistete, bis er ihr die Finger aufbog, bis es knackte und sie den Lippenstift freigab, den er in seine hässliche kunstlederne Aktentasche fallen ließ, die eine Beleidigung war für die goldene Hülse, in der der Stift steckte.

«Für die Frau oder die Geliebte?», hatte sie gefragt, aber er hatte die Frage nicht beantwortet. Bei der Entlassung war der Lippenstift unter ihren Effekten gewesen und nun in einem der Kartons, die irgendwo in Buckau oder Sudenburg auf einem Hügel in einem Möbelwagen standen. Vielleicht sollte sie morgen noch mal ins Bürgeramt gehen, um ganz sicher zu sein, dass es nicht ihr Vernehmer war. Und um sich fortan als Bürgerin dieser Stadt ausweisen zu können.

Judith steht unschlüssig am Eiskellerplatz und weiß nicht, wohin. Dann steigt sie doch in die 10, die Richtung Zentrum fährt. Kurz vor dem Gefängnis in der Halberstädter Straße schließt sie die Augen und öffnet sie erst am Hasselbachplatz. Der Himmel sieht aus wie leicht zerknittertes Seidenpapier.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de